

Heimat Oberschwaben

Liebeserklärung an eine Landschaft

Michael Schmid

„Steig nuf de Berg, guck naus ens Land,/ was miar e schöne Hoimet hant“. Auf dem Bussen, dem heiligen Berg Oberschwabens, könnte der Mundartdichter August Lämmle diese Verse geschrieben haben, auch wenn der Dialekt eher nach neckarschwäbisch klingt. Denn nirgendwo sonst hat man die Landschaft zwischen Donau und Bodensee, Alb und Allgäu so im Blick. Äcker und sattgrüne Wiesen wechseln mit Wäldern und fruchtbaren Obstgärten, da und dort blitzt ein Weiher oder ein kleiner See, Hügel reiht sich sanft an Hügel. Dazwischen schmucke Dörfer eingestreut, Burgen und Schlösser, Klöster und Kapellen. Ein naher Kirchturm grüßt mit festlichem Geläute. Am Horizont ist der Spiegel des Bodensees zu erahnen und über allem wachen die fernen Alpen, die bei Föhn zum Greifen nahe sind. Eine gottgesegnete Gegend?

Das scheint man hier durchaus wörtlich zu nehmen. Denn unbeschadet der Anfechtungen der Reformation und weitgehend resistent gegenüber den Bemühungen der Aufklärung ist man hierzulande gut katholisch geblieben. Und das wird auch 200 Jahre nach der Säkularisation, als die einstmals reichen und stolzen Klöster zu Schulen, Strafanstalten und Irrenhäusern umfunktioniert wurden, selbstbewusst und gern demonstriert. Die Kirchen und Beichtstühle sind stärker frequentiert als anderswo, die Feldkreuzdichte ist trotz Flurbereinigung erstaunlich hoch und Wallfahrten und Flurritte haben immer noch oder wieder Konjunktur.

Überhaupt werden Traditionen hochgehalten: beim Weingartener Blutritt und der Fasnet ebenso wie im Bauernhofmuseum, bei den zahlreichen Heimatfesten der Region oder in der dörflichen Blaskapelle. Und alle Naselang stellt sich einem eine wunderschöne Barockkirche in den Weg. Man beschäftigt sich gerne mit der (vornehmlich eigenen) Vergangenheit und als konservativ eingestuft zu werden, ist Lob statt Tadel. Rote Dächer und schwarz wählen: so hat es vor Jahren ein bodenständiger oberschwäbischer Landrat auf den Punkt gebracht.

1274 taucht Oberschwaben, Suevia superior, zum ersten Mal auf der Landkarte auf, als König Rudolf von Habsburg eine Landvogtei gleichen Namens errichtet. Sitz ist die Veitsburg über

Ravensburg. Der Wechsel der Landesherren über die Jahrhunderte wird geduldig ertragen. Man akzeptiert Herrschaft als gottgegeben, was gelegentliches Aufbegehren wie im Bauernkrieg nicht ausschließt. Doch im Grunde bleibt der Flickenteppich aus Höfen, Dörfern, Freien Reichsstädten, adligen und geistlichen Besitztümern unregierbar. Mit Oberschwaben ist kein Staat zu machen.

Richtig ernst wird es erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Napoleon, als in der Folge des sogenannten Reichsdeputationshauptschlusses die ganzen Klöster aufgelöst und enteignet werden. An die Wurzeln eines gewachsenen Kulturraumes wird die Axt angelegt – ein Schnitt, von dem sich der Landstrich zwischen Alb und Bodensee lange nicht erholen sollte. Schließlich waren die Klöster über Jahrhunderte hinweg weit mehr als Stätten zurückgezogener Religiosität und Kontemplation. Sie waren kulturelle und geistige Zentren für die ganze Region, sie waren Bildungseinrichtungen und vor allem in der Blütezeit des Barock ein Hort der schönen Künste. Aber auch die Naturwissenschaften standen hoch im Kurs. Die barocke Sternwarte der ehemaligen Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen belegt noch heute den einstigen Forscherdrang der Mönche.

Soweit so schlecht: Oberschwaben wurde dem Königreich Württemberg und damit dem Unterland einverleibt. Mit Folgen bis heute. Ebenso rasch wie gründlich machte man sich in Stuttgart daran, die rückständige Provinz zu zivilisieren. Wie Missionare nach Schwarzafrika wurden Beamte und Lehrer vom Neckar an Reiß und Schussen entsandt. Das Landvolk mit seinem breiten Südalemannisch, den derben Gebräuchen und seiner aus pietistischem Blickwinkel geradezu ungezügelter Sinnenlust musste diesen in höchstem Grade suspekt erscheinen. Vielleicht bekamen sie als Lektüre eine Reisebeschreibung von 1778 mit auf den Weg. Im „oberen Schwaben“, so notierte ein Reisender damals, seien „die Menschen von einer häßlichen Gestalt. Ihre Sitten sind arm und einfältig und ihr Geist ist grob, slavisch und träge.“ Zeugungslust und Geburtenfreude oberschwäbischer Männer und Frauen seien schlechterdings nicht zu überbieten: „Sie begatten sich im Sommer und im Winter, und eine Schwäbin bringt gemeiniglich zwey Jungen, eines vorne im Jahr und eins hinten.“

Wie reagierten die solchermaßen Charakterisierten auf diese Zumutungen aus der heutigen Landeshauptstadt? Man zeigte sich vereinzelt lernfähig und übernahm solch epochale Errungenschaften wie die Kehrwoche. Im Grunde aber war man gekränkt. Und tat, was man in solchen Situationen immer getan hatte. Man leistete passiven Widerstand. Abwarten und

Most trinken sozusagen. Als Nebenprodukt dieser Geisteshaltung ging immerhin das tausendjährige Reich einigermaßen glimpflich an Oberschwaben vorüber.

Tatsächlich dauerte es bis nach dem Zweiten Weltkrieg, bis die Oberschwaben endgültig aus ihrem Schmollwinkel herauskamen, auch wenn man sich bis heute ungern von Stuttgart dreinreden lässt. Mit der zunehmenden Industrialisierung bekam das traditionelle Bauernland ein zweites wirtschaftliches Standbein und mit dem Wohlstand stieg das Selbstbewusstsein. Man verschweigt nicht länger schamhaft sein Herkommen und mit einem geradezu bayerisch protzenden mir-san-mir-Gefühl wird das Verhältnis von Unterland zu Oberland nicht länger geographisch, sondern als unterschiedlich hohe Stufen auf einer Werteskala gedeutet. Man sonnt sich in der Gewissheit, um Klima und Lebensart beneidet zu werden. Oberschwaben als Vorposten Italiens, als Ferien- und Erholungslandschaft, als Garten Eden mit Bilderbuchkulisse. Auch wenn goldgelbe Getreidefelder und mannshohe Maisäcker nur vordergründig darüber hinwegtäuschen, dass das Bauernsterben umgeht und Oberschwaben den vielleicht einschneidendsten Strukturwandel seiner Geschichte verkraften muss.

Eine Landschaft hat den Frieden mit sich selbst und ihre von der barocken Vergangenheit geprägte Identität gefunden. Der Oberschwabe ist mit seiner Heimat verwurzelt, auch wenn er an ihr gelegentlich wie an einer zu eng geschnittenen Jacke leidet. So richtig bewusst wird ihm diese Liebe, wenn er aus der Ferne heimkehrt und das gelobte Land vor sich liegen sieht. Wenn sich dann an einem Sommertag die weißen Wolken im See spiegeln und Heerscharen von Putten unter lichtigem Stuck gen Himmel schweben, wird es unwichtig, was nun Schein oder Sein, was Folklore oder Wirklichkeit ist. Dann weiß der Biberacher oder Ravensburger, dass er nirgendwo anders leben könnte als genau hier...